

Berufen, die eine Kirche zu sein

Wie viel Vielfalt ist genug?

Gedanken zur Einheit und lehrmäßigen Vielfalt der Kirche von heute

Minna Hietamäki

In meiner gegenwärtigen Arbeit als Religionslehrerin habe ich das Privileg, jungen Menschen aus unterschiedlichen, wenn auch hauptsächlich christlichen und noch spezifischer lutherischen Kontexten zu begegnen und mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Religionsunterricht ist in Finnland in der neunjährigen Gesamtschule und zwei bis vier Jahre in der Sekundarschule Pflichtfach. Er ist nicht „allgemeiner“ Natur, aber auch nicht „konfessionell“ gebunden. In der Regel besuchen die Schüler und Schülerinnen zwar einen Unterricht, der von der eigenen Konfession oder Religion organisiert wird, aber eher wissenschaftlicher als katechetischer Natur ist. Das bedeutet, dass es dabei nicht darum geht, Religion „auszuüben“, sondern etwas über Religionen zu lernen und darüber zu diskutieren. Ich möchte an dieser Stelle nicht auf die Fragen eingehen, die sich hinsichtlich der Trennung von „Lernen“ und „Ausüben“ stellen, sondern auf eine ganz spezifische Herausforderung hinweisen, auf die ich im Gespräch mit meinen Schülern und Schülerinnen gestoßen bin und die uns zu dem ekklesiologischen Thema dieser Tagung von Glauben und Kirchenverfassung hinführt. Die Herausforderung ist folgende: das ganze Konzept der „Einheit“ der Kirche hat für diese jungen Menschen nur sehr selten irgendeine Relevanz. Immer wenn wir uns mit Fragen wie z.B. der Begegnung mit „dem Anderen“, der Bedeutung der Zusammenarbeit für Gerechtigkeit und Frieden, den Herausforderungen im Zusammenleben gemischtkonfessioneller Familien oder mit der Geschichte der ökumenischen Bewegung beschäftigen, schauen sie mich an und sagen: Das ist ja alles sehr schön, aber *warum* sollte die Einheit für uns wichtig sein? Diese Frage stellen sie nicht nur aus jugendlicher Ignoranz, sondern aus den Erfahrungen ihres täglichen Lebens heraus. Einheit bedeutet für sie erzwungene Uniformität, Verlust an persönlicher Identität und die Notwendigkeit, sich etwas Fremdem anzupassen. Einheit bedeutet, dass jemand, der eine Position der Autorität innehat, einem sagt, wie man zu denken und was man zu tun hat. Unter diesen Voraussetzungen fällt es ihnen sehr schwer, all dieses Aufhebens um die Einheit zu verstehen. Ist es nicht interessant, so fragen sie mich, dass es so unterschiedliche Menschen in der Welt gibt? Hat nicht jeder das Recht, zu denken und zu glauben, was er oder sie will? Was haben die Lehrenden dagegen, dass die Menschen unterschiedlich sind? Mit diesen Reaktionen meiner Schüler und Schülerinnen im Kopf und den Auftrag der Plenarkommission von Glauben und Kirchenverfassung, über die Berufung der Kirche zur Einheit nachzudenken, im Blick möchte ich meine Überlegungen zu Relevanz und Chancen der Einheit der Kirche heute beginnen. Ich werde die Einheit der Kirche aus der Perspektive der Vielfalt betrachten. Die Frage, die ich mir dabei stelle, ist nicht so sehr, wie viel Vielfalt die Einheit der Kirche verträgt, sondern vielmehr, wie viel Vielfalt die Einheit der Kirche braucht.

Historisch gesehen, war es für die Kirche von größter Bedeutung, ihre Einheit und Ganzheit in Zeit und Raum zu betonen. Der Ruf nach Einheit ist bereits in den Glaubensbekenntnissen der Alten Kirche explizit formuliert, aber es könnten noch weitere Beispiele, die zeitlich sogar vor den ältesten Glaubensbekenntnissen liegen, angeführt werden. Obwohl die Sehnsucht nach Einheit Herzstück des Christentums ist, war und ist es nicht selbstverständlich, was „Einheit“ tatsächlich bedeutet – selbst innerhalb der Kirche. Es ist offensichtlich, dass „Einheit“ für einige „Gleichheit“ bedeutet, und zwar in dem Sinne, dass man im Glauben des anderen den eigenen Glauben wiedererkennen kann. Oder noch einfacher ausgedrückt – dass es derselbe Glaube ist.

Neben der starken Tendenz zur Einheit hat es jedoch immer auch eine starke theologische Intuition, wie man es nennen könnte, gegeben, die Vielfalt, Dynamik und Lebendigkeit als wesentlich erachtete. Der Text *Berufen, die eine Kirche zu sein*, der uns auf dieser Tagung als Quelle der Inspiration vorliegt, schöpft aus dieser Intuition. In diesem Text heißt es, dass die Bibel selbst die christliche Gemeinde als den Leib Christi beschreibt, „dessen beziehungsreiche Vielfalt für seine Ganzheit wesenhaft ist“ (Paragraph 3)

In der heutigen Welt, in der andere Kulturen und Traditionen per Zeitung, Fernsehen und Internet zu uns kommen und in der wir Vielfalt nicht nur auf unseren eigenen Reisen, sondern auch durch die kulturelle Vielfalt am Ort, den wir Heimat nennen, kennenlernen, kann man sich Vielfalt sehr leicht als eine Art äußeren Dekor vorstellen, der die wesenhaft eine Kirche zu unserem ästhetischen Genuss ziert. Ich bin der Meinung, dass der intellektuell aufgeklärte Durchschnittsmensch in Finnland mit einer mehr oder weniger positiven Einstellung zur Religion im Allgemeinen so denkt. Er würde sagen, dass es bei Religionen im Allgemeinen und Kirchen im Besonderen im Wesentlichen um dieselben Inhalte geht und dass die zwischen ihnen bestehenden Unterschiede nicht mehr sind als unterschiedliche Variationen derselben Inhalte. Aber wenn wir sagen, dass die Kirche „Leib Christi (ist), dessen beziehungsreiche Vielfalt für seine Ganzheit wesenhaft ist“ (Paragraph 3), dann ist diese Art dekorativer Vielfalt nicht genug.

Wenn wir die Vielfalt als Wesensmerkmal der Kirche ansehen, gleichzeitig aber am Streben nach Einheit festhalten, dann stellt dies sowohl eine intellektuelle als auch eine praktische Herausforderung dar. Sie verlangt von uns, dass wir die Vielfalt sehr ernst nehmen, denn sie wird in dieser Sicht zu einem Wesensmerkmal der Einheit selbst.

Es ist eine intellektuelle Herausforderung, Begriffe zu konzipieren und zu erfassen, die weder einem unspezifischen Pluralismus, in dem alle Möglichkeiten der Unterscheidung verloren gehen, noch einer rigiden, leblosen Uniformität zum Opfer fallen. In der Ökumene wird das griechische Wort *koinonia* heute allgemein so benutzt, dass es beide Aspekte einschließt - die wesenhafte Einheit der Kirche als Gemeinschaft und die wesenhafte Vielfalt derer, die Teil der Gemeinschaft sind. Als *koinonia* stellt die Kirche die Vielzahl der innigsten Beziehungen dar. Wir können zumindest drei Arten von Beziehungen unterscheiden: die innertrinitarischen Beziehungen innerhalb des einen Gottes, die (vertikalen) Beziehungen zwischen Gott und Christen und die (horizontalen) Beziehungen zwischen Christen. Das Sein des christlichen Gottes ist durch vollständige gegenseitige Durchdringung und Verbundenheit gekennzeichnet, durch eine Koexistenz in „Einheit in Verschiedenheit“ und „Verschiedenheit in Einheit“, eine Art „differenzierter Einheit“, bei der kein Glied seine Identität verliert, sondern sie im Gegenteil gewinnt. Die Beziehungen in der *koinonia* sind nicht austauschbar. Sie haben Merkmale, die nicht von einem Kontext zum anderen transferiert werden können. So können die innertrinitarischen Beziehungen sich z.B. nicht gegenseitig ersetzen. Aus unserer menschlichen Sicht ist es einfach, die Einzigartigkeit jeder einzelnen unserer persönlichen Beziehungen konkret zu erleben. *Koinonia*-Beziehungen folgen recht häufig einem Prinzip der Asymmetrie. Das bedeutet, dass sie einem der Beziehungssubjekte funktionale, logische, ontologische oder rangmäßige Priorität geben, ohne die gegenseitige Verbundenheit zu zerstören.¹ Es ist die besondere Natur der Beziehungen in einer *koinonia*, die dieses Wort in Bezug auf die Kirche als „eine und viele“ als besonders geeignet erscheinen lässt. In dem Konzept selbst scheint eine gewisse Spannung zwischen Einheit und Vielfalt angelegt zu sein. Es ermöglicht uns, von einem Christentum zu sprechen, in dem Pluralität ein Wesensmerkmal und nicht bloß Dekoration ist, die uns als willkommene Abwechslung dient. Es hilft uns, Pluralität als Wesensmerkmal ernst zu nehmen,

¹ George Hunsinger, „Baptism and the Soteriology of Forgiveness“, *International Journal of Systematic Theology* 2, Nr. 3 (2000), S. 249, und George Hunsinger, *Disruptive Grace. Studies in the Theology of Karl Barth*, Eerdmans, Grand Rapids, Mich., 2000, S. 258-261

das nicht verkürzt werden kann, ohne den Zugang zur wahren Identität des Christentums zu versperren.²

Es ist nicht einfach, die Einheit und Vielfalt der Kirche als *koinonia* zu erfassen. Selbst die Vorteile, die diese Sichtweise mit sich bringt, stellen eine Herausforderung dar. Eine dieser positiven Herausforderungen liegt darin, dass was immer wir auch von der Kirche denken oder über sie sagen, stets in wesenhaftem Zusammenhang mit unseren Beziehungen zu anderen steht. Wenn wir von der Kirche sprechen, reichen Worte nicht aus. Wir müssen auch in der Vielfalt der Beziehungen sein und leben, die die Kirche ausmachen. So heißt es im ersten Brief des Johannes: „Lasst uns nicht lieben mit Worten noch mit der Zunge, sondern mit der Tat und mit der Wahrheit“ (1. Joh 3,18).

Einheit und Vielfalt der Kirche können nicht von den konkreten Kontexten und dem konkreten Beziehungsnetz, in dem die Beziehungen existieren, getrennt werden. Wie ich weiter oben im Blick auf die *koinonia*-Beziehungen dargelegt habe, so haben wir es auch im konkreten Leben mit Beziehungen zu tun, die von gegenseitiger Abhängigkeit geprägt sind, bei denen die logische oder rangmäßige Priorität nicht die gegenseitige Verbundenheit zerstört und die nicht austauschbar sind. Daraus ergibt sich für mich eine praktische Herausforderung: Wenn wir „Vielfalt in Einheit“ als Wesensmerkmal der Kirche definieren, dann müssen wir, wenn wir nicht in einen unspezifischen Pluralismus verfallen wollen, uns die Möglichkeit vorbehalten, zu sagen und zu zeigen, was im eigentlichen Sinne christlich ist und was nicht. Aber wie ist es möglich, die „wahre christliche Gemeinschaft“ zu identifizieren, wenn das Einssein der Kirche seinem Wesen nach nur als Vielfalt beschrieben werden kann, die vom Sein Gottes bis hin zur Vielfalt der kulturellen und sprachlichen Kontexte reicht, und wenn das Wesen der Gemeinschaft in nicht-austauschbaren Beziehungen begründet ist?

Die Lehre der Kirche diente bereits sehr früh zur Identifizierung einer wahrhaft christlichen Gemeinschaft. Das Selbstverständnis der Kirche als eigene Gemeinschaft ging einher mit der allmählichen Entwicklung einer verbindlichen Lehre. Die Alte Kirche stützte sich auf den Konsens, eine Art Absprache, um in der kirchlichen Wahrheitssuche voranzukommen. Es ist wichtig darauf hinzuweisen, dass zur Identifizierung nicht nur rechtgläubige Glaubensüberzeugungen, sondern darüber hinaus auch die rechtgläubige Glaubenspraxis geprüft wurden.³ Der Konsens der Kirche umfasste mehr als die Zustimmung zu Glaubensüberzeugungen, die als wahr erkannt worden waren. Eine der ersten Normen zur Identifizierung einer wahren christlichen Gemeinschaft war die Glaubensregel, die *regula fidei*.

Da wir eine Einheit anstreben, die ihrem Wesen nach vielfältig ist, und da wir als christliche Gemeinschaft unsere wahrhaft christliche Identität inmitten von Vielfalt, ja in Vielfalt, deutlich machen müssen, scheint eine Art Glaubensregel höchst plausibel zu sein. Eine Glaubensregel enthält und bezieht sich auf das Wesentliche der christlichen Lehre, ohne, genau genommen, das Wesentliche zu sein. Der Inhalt⁴ der Glaubensregel ist etwas, das von der Kirche bewahrt worden ist und der Kirche Kohärenz und Konsistenz verleiht. Hinzu kommt, dass die Glaubensregel eine Möglichkeit der Identifikation bietet. Sich an die Glaubensregel zu halten bedeutet, der Lehre und kirchlichen Praxis treu zu sein – darauf zu hören und entsprechend zu handeln, d.h. sich mit den universalen Forderungen der christlichen Metageschichte zu identifizieren, ohne die Worte, die

² Christoph Schwöbel, *Christlicher Glaube im Pluralismus. Studien zu einer Theologie der Kultur*, Mohr Siebeck, Tübingen 2003, S. 34-35

³ Paul M. Blowers, „The Regula Fidei and the Narrative Character of Early Christian Faith“, *Pro Ecclesia* VI, Nr. (1997), S. 199

⁴ XXX

wir sprechen, von der Vielzahl der Handlungen zu trennen, die wir in der Vielzahl der Beziehungen, die die Kirche als Gemeinschaft ausmachen, vollziehen.⁵

Ich glaube, die ökumenischen Beziehungen haben uns gelehrt, dass einzelne Begriffe oder Sätze, die aus ihrem Kontext herausgerissen worden sind, nicht reichen. Wenn wir sie nicht im richtigen Zusammenhang hören oder lesen, klingen sie fremd und nehmen Bedeutungen oder Konnotationen an, die zum einen sinnenstellend wirken und sie zum anderen untauglich für den neuen Kontext machen. Ich kann Ihnen hierzu eine persönliche Erfahrung schildern. Einige Jahre lang war ich Mitglied der Lutherisch-Methodistischen Dialogkommission in Finnland. Als es darum ging, unseren abschließenden Bericht zu schreiben, teilten wir uns in Zweiergruppen auf, denen jeweils ein lutherisches und ein methodistisches Mitglied angehörten. Aus praktischen Gründen beschlossen mein methodistischer Kollege und ich, dass ich den Text zu dem uns zugeteilten Thema alleine schreiben, also auch den „methodistischen Teil“ übernehmen sollte, und er würde am Schluss nachprüfen, ob alles korrekt war. Die Rückmeldung meines Kollegen war überraschend. Meistens sagte er: was du am Anfang sagst, ist korrekt; was du im Mittelteil daraus folgerst, ist korrekt; und das Ergebnis, zu dem du am Schluss gelangst, ist ebenfalls korrekt. Aber es klingt einfach nicht richtig. Was fehlte, war die methodistische Argumentation, das methodistische Denken, das mit den tatsächlichen Glaubensinhalten, über die wir diskutiert hatten, nicht viel zu tun hatte. Um es ganz offen zu sagen: der Text war völlig richtig und gleichzeitig völlig inakzeptabel. Obwohl das Endergebnis des Dialogprozesses Worte waren, die uns in Form eines Dialogdokuments vorlagen, habe ich in den fünf Jahren der Zusammenarbeit zumeist Dinge gelernt, die im Text selbst nur schwer auszumachen sind. Ich habe gelernt, dass die Art und Weise, wie wir reden und Kirche sind, tatsächlich ziemlich verschieden ist. Aber trotz dieser Verschiedenheit bin ich in der Lage, mir den anderen so zu erklären, dass ich meine Erklärung verstehe, auch wenn diese dem „Erklärten“ selbst fremd bleibt. Ich habe auch gelernt, dass die jahrelange Zusammenarbeit mit dem anderen es – wenn vielleicht auch nur für kurze Augenblicke – ermöglicht, sich in dessen Vorstellungswelt hineinzudenken und sie zu würdigen. Ich glaube nicht, dass es uns gelungen wäre, den Text auszuarbeiten, wenn wir nicht alles daran gesetzt hätten, uns in die Denk- und Handlungsweise des anderen hineinzuversetzen, zu spüren, wie er argumentiert und wie er betet, – im vollen Vertrauen, dass wir uns in dem Anderssein nicht selbst verlieren würden. Am Ende sind wir Lutheraner lutherisch und die Methodisten methodistisch geblieben.

Ich habe mich in meinem Vortrag bisher auf zwei Themen konzentriert: die Einheit der Kirche, zu deren Wesensmerkmalen die Vielfalt gehört, und die Notwendigkeit, unsere Beschreibung und Definition von Kirche in Zusammenhang mit unserem Leben als Kirche zu bringen. Was könnte die Rolle von Glauben und Kirchenverfassung bei alledem sein? Die Kommission für Glauben und Kirchenverfassung ist bekannt dafür, dass sie sich mit Fragen der Lehre auseinandersetzt. Wir untersuchen die ethisch-moralische Urteilsbildung in der Kirche, wir erforschen die Quellen der Autorität und wir diskutieren über Wesen und Auftrag der Kirche. Aber wenn wir zur Stärkung eines christlichen Ethos beitragen wollen, das der Einheit der Kirche in Vielfalt verpflichtet ist, dann sollte Glauben und Kirchenverfassung den Schwerpunkt nicht einseitig auf das intellektuelle Endprodukt, sondern auch auf den Prozess legen. Die Dichotomie zwischen „theoretischer Doktrin“ und „praktischem Leben“ ist nicht hilfreich. Ob das, was wir sagen, uns weiterführt, hängt sowohl von der Klarheit und intellektuellen Integrität unserer Untersuchungen als auch von unseren Beziehungen und dem Leben ab, das wir mit anderen teilen. Wenn wir die Einheit, die ihrem Wesen nach vielfältig ist, voranbringen wollen, dann dürfen wir weder intellektuelle Klarheit vermissen lassen noch die Erfahrung und Einsicht in die Unordnung des Lebens selbst aus den Augen verlieren. Als Menschen, die Freude an intellektuell-ästhetischen Lösungen haben, bei denen alles seinen richtigen Platz hat, sind wir versucht, zu idealisieren und zu entkontextualisieren. Aber das, was gesagt und geschrieben worden ist, kann nicht von der

⁵ ibid., S. 206

Person getrennt werden, die es gesagt oder geschrieben hat, noch von dem Kontext - also der Vielzahl von Beziehungen - in dem wir leben.

Ich möchte noch einmal auf die Frage meiner Schülerinnen und Schüler zurückkommen, die wissen wollen, was Lehrende dagegen haben, dass Menschen unterschiedlich sind. Meine Antwort lautet natürlich: nichts. Aber ich glaube, wir haben noch einen langen Weg vor uns, bis wir das reale Fremdsein des Fremden erkennen und es wirklich verstehen. Unterschiede sind nicht nur Gegenstand ästhetischen Genusses. Ganz im Gegenteil, es handelt sich hierbei um Unterschiede, die uns in unserer Fähigkeit fordern, vom anderen das zu empfangen, was er uns geben kann, und miteinander zu sprechen. Die wesenhafte Vielfalt der kirchlichen Einheit konfrontiert uns mit der Herausforderung, aus unserer bequemen Ecke herauszukommen und mit Worten, Zunge, Tat und Wahrheit daran zu arbeiten, dass wir als wahrhaft christliche Gemeinschaft leben und sprechen können. Ich glaube nicht, dass all dies jemals aufhört, beängstigend und herausfordernd zu sein. Aber ich glaube dennoch, dass die Kommission für Glauben und Kirchenverfassung auch in Zukunft die wichtige Aufgabe hat, Begegnungen zu ermöglichen, bei denen wir uns, wenn auch nur für einen kurzen Moment, in die Vorstellungswelt des anderen hineindenken und sie würdigen können, ohne unsere eigene Identität zu verlieren, bei denen wir uns um intellektuelle Klarheit bemühen können, ohne die Unordnung des Lebens aus den Augen zu verlieren, das wir als Gemeinschaft miteinander teilen – als eine Gemeinschaft, deren Vielfalt wesentlich für ihre Ganzheit ist.